

Weil wir am Sonntag und auch sonst viel weniger arbeiten wollen ...

Vortrag beim Seminar *Sabbat und Sonntag*, Ev. Akademie Meißen 13.11.2011
Carsten Ungewitter

1 Ihr habt die Uhren, Wir haben die Zeit ...

Über den kurzen Moment, in dem die Arbeitsgesellschaft an ihr Ende gekommen schien

Haben Sie Zeit? Viel? Wie oft haben Sie in der letzten Woche zu sich oder zu anderen gesagt: heute habe ich Zeit. Oder: ich habe leider keine Zeit...

Die glücklichen Arbeitslosen schrieben im Jahr 1996 in Ihrem Manifest:

"Immerhin verfügen alle Arbeitslose über eine preiswerte Sache: Zeit. Das könnte ein historisches Glück sein, die Möglichkeit, ein vernünftiges, sinn- und freudvolles Leben zu führen. Man kann unser Ziel als eine Zurückeroberung der Zeit kennzeichnen."¹

Die glücklichen Arbeitslosen waren eine Gruppe, die mit provokanten Thesen versuchten, in die Debatte um Arbeit und Nicht-Arbeit einzugreifen, die Arbeitslosigkeit nicht defizitär betrachten wollte, sondern als Chance und Lebensstil innerhalb einer Gesellschaft, die ohnehin nicht in der Lage ist, Lohnarbeit und materielle Ressourcen gerecht zu verteilen. Ihr wohl populärster Sprecher Guillaume Paoli ist heute Hausphilosoph am Centraltheater in Leipzig.

Es war die Zeit, in denen die offizielle Zahl der Arbeitslosen ihren Rekordstand erreichte. In denen Autoren wie Jeremy Rifkin und viele andere das "Ende der Arbeit" prognostizierten. Etwas später sah Wolfgang Engler die "Ostdeutschen" in der Rolle der Avantgarde, weil sie früher als andere lernten, mit Arbeitslosigkeit zu leben und dabei waren, Lohnarbeit nicht mehr zur zentralen Identifikations- und Sinnfigur im Leben zu erheben.

Die Zeiten haben sich geändert. Schnell. Wenn man bedenkt, dass seit damals gerade mal 15 Jahre vergangen sind. Unter anderem mit der Agenda 2010 wurde ab 2003 eine neue Debatte eingeläutet und es wurden Fakten geschaffen. Leistung muss sich wieder lohnen, Faulheit muss bestraft werden. Fördern und Fordern hieß die Devise.

Arbeitslosigkeit wurde noch weniger als vorher im gesellschaftlichen und historischen Kontext besprochen, sondern als individuelles Problem behauptet. Ein Blick auf die offizielle Arbeitslosenstatistik der BA scheint zu zeigen, dass das Problem Arbeitslosigkeit auf dem besten Wege ist, gelöst zu werden. Seit 2005 als die Arbeitslosendaten mit 13,0 bzw. 20,6 % im Osten ihren Höchststand hatten, sind die Quoten auf 8,6 bzw. 13,4 % im Jahr 2010 gesunken.

Hat sich die Arbeitsmarktsituation in dieser Zeit tatsächlich stark verändert? Die Frage lässt sich nicht ganz einfach beantworten – weil: leider sind Arbeitslosenzahlen keine objektive Größe.

Es mag sein, dass durch eine exportorientierte Wirtschaft und in einer positiven Konjunkturphase tatsächlich neue Jobs geschaffen wurden. Tatsache ist aber, dass neue Jobs vor allem im Bereich der sogenannten atypischen und prekären Beschäftigung geschaffen wurden. Die Beschäftigungszahlen in Minijobs und in der Leiharbeit sind gestiegen, neue Selbständigkeit hat zugenommen und der Niedriglohnsektor wurde nochmals ausgeweitet.

1 Die Glücklichen Arbeitslosen, „Die Glücklichen Arbeitslosen. Auf der Suche nach unklaren Ressourcen“, 1996, 8.

Nicht zuletzt werden einfach alle die aus der Arbeitslosigkeit heraus gerechnet, die in irgendeiner Arbeitsamts- oder -agenturmaßnahme stecken.

Gab es also 1996 noch eine breitere Debatte über "das Ende der Arbeitsgesellschaft" ist diese im Jahr 2011 einem anderen Diskurs gewichen. Heute ist von Fachkräftemangel die Rede, Arbeitszeiten werden eher verlängert als verkürzt. In Zeiten der Krise ist zwar viel von Kurzarbeit die Rede, selten aber von freier Zeit oder Muße. Und der Sonntag wird zur Disposition gestellt – in dem Maße, wie eine Flexibilisierung von Arbeitszeit das scheinbar erfordert, ArbeitnehmerInnen oder prekäre Selbständige ihren Marktwert steigern wollen oder der Einzelhandel sich höhere Einnahmen verspricht.

Dabei hat sich die Situation – ich meine die der materiellen Produktion und Reproduktion – kaum grundlegend geändert. Verändert haben sich Sozialpolitik, neue Zumutungen und Repressionen gegen angebliche Arbeitsverweigerer und ein gesellschaftliches Klima.

Vor 15 Jahren wie heute, leben wir eigentlich in einer historischen Situation, in der es genügend Zeit geben sollte. Nur ein Bruchteil der Arbeitszeit wird dafür gebraucht, um die materielle Ressourcen für das Leben bereit zu stellen. Immer weniger Menschen arbeiten tatsächlich in der Produktion – nicht selten von vollständig verzichtbaren wenn nicht sogar schädlichen Gütern. Ein großer Teil der Menschen ist damit beschäftigt, Ressourcen zu *verwalten*, sogar zu verknappen oder Wettbewerb zu organisieren.

Aber gerade in dieser Situation scheint *Zeit* außerhalb des ökonomischen keinen eigenen gesellschaftlichen Wert zu besitzen. Individuell wahrgenommen hat sie das schon – allerdings häufig nur, so lange sie knapp ist. Sie hat Tauschwert aber worin besteht ihr Gebrauchswert? Das Reich der Freiheit ist verwaist. Noch die letzte Minute wird im Reich der Notwendigkeit als Dienstleistung angeboten². Zeit ist abstrakte Zeit, nur dazu bestimmt, verwertbar zu sein. Konkrete Zeit ist rar.

Anstatt zu überlegen, was mit der freien Zeit von Millionen anzufangen ist, werden neue Jobs erfunden. Es wird Arbeit investiert um Arbeit zu schaffen, wo vorher keine notwendig war. (Was auch heißt, dass sie dort, wo sie notwendig wäre, nicht bezahlt wird, wenn wir an Pflege, Bildung oder Kultur denken).

Das Fenster der Utopie war klein und nur von kurzer Dauer. Rückblickend und im globalen Kontext von vorne herein zum Scheitern verurteilt.

2 Der Kampf gegen die Zeit

Unterschiedliche Zeitstrukturen, Gegenüberstellung von konkreter und abstrakter Zeit und ihr Zusammenhang mit konkreter u. Abstrakter Arbeit bzw. Gebrauchs- und Tauschwert

200 Jahre vorher wurde ein anderer Kampf verloren. Der Kampf gegen die Zeit:

„Der ersten Generation der Fabrikarbeiter wurde die Bedeutung der Zeit von ihren Vorgesetzten eingebleut, die zweite Generation kämpfte in den Komitees der Zehn-Stunden-Bewegung für eine kürzere Arbeitszeit, die dritte kämpfte für Überstunden- und Feiertagszuschläge. Sie hatten die Kategorien ihrer Arbeitgeber akzeptiert und gelernt, innerhalb dieser Kategorien zurückzuschlagen. Sie hatten ihre Lektion – Zeit ist Geld – nur

² Anstatt sich einen Teil des Alltags zurück zu erobern, indem Dinge selbst erledigt werden, kaufen die einen die Dienstleistung, die die anderen verkaufen. Und verkaufen selbst eine, um sich die andere leisten zu können. Konkrete Zeit – auch solche, die zum Kochen, zum Bauen, zum Reparieren, Nähen verwandt wird, wird zu abstrakter Zeit.

zu gut begriffen.“³

So der britische Sozialhistoriker Edward Thompson. Was ist damit gemeint? Gemeint ist, dass sich über die Jahrhunderte eine neue Zeitstruktur bzw. ein neuer Bezugsrahmen von Zeit durchgesetzt hat – oder vielmehr durchgesetzt wurde. Eine an konkreten Aufgaben orientierte Zeitstruktur wich zunehmend einer „abstrakten“ Zeitstruktur, dem Rhythmus der Fabrik und der Maschinen. Einer Zeitstruktur, in der die eine Stunde genauso viel bedeutete wie die andere. Eine, in der Zeit Geld war.

So wie konkrete Arbeit im Zuge der Industrialisierung zu abstrakter Arbeit wurde, wurde konkrete Zeit zur Abstrakten Zeit.

Der britisch/mexikanische Politikwissenschaftler John Holloway spricht davon, dass „die Uhrzeit ... nur in einer Gesellschaft beherrschend werden [konnte], in der das Tun selbst vom Tun abstrahiert, in der das Tun selbst gleichgültig gegenüber seinen eigenen Inhalten wird.“⁴

Hier wird die Zeitstruktur parallel zu der marxschen Überlegung analysiert, dass im Prozess der Industrialisierung und auf dem Wege zum Kapitalismus abstrakte Arbeit zur beherrschenden Tätigkeit wurde. Unter *abstrakter Arbeit* ist die austauschbare Massenarbeit gemeint, Tätigkeiten, deren Abstraktion darin besteht, als durchschnittlich übliche Zeit für einen bestimmten Produktionsschritt in die Kostenrechnung einzugehen.

Abstrakt auch, weil es dem Kapital nicht zuvorderst um das Schaffen von Gebrauchswerten geht, sondern um diese nur in soweit, als sie als Tauschwerte auf den Markt kommen und dort Gewinn erzielen können. Abstrakt, weil sie austauschbar ist, vom eigentlichen Tun abstrahiert und dem Kapital nur eine Rechengröße ist.

Die (Uhr-)Zeit wurde in gleichem Maße zur Rechengröße. Eine Stunde Fabrikarbeit ist gleich einer anderen, egal ob es Sommer oder Winter ist, ob draußen die Sonne scheint oder ein Gewitter tobt, die Arbeiterin oder der Arbeiter betrübt, glücklich oder sehnsüchtig ist.

Durch die Abstraktion der Zeit wird die Tätigkeit zur Arbeit.⁵

Im Folgenden werde ich nun die historische Entwicklung kurz skizzieren: Arbeit, Zeitstruktur und *freie Zeit* – von der frühen Neuzeit bis heute.

2.1 Aufgabenbezogene Tätigkeit und Arbeit in der frühen Neuzeit

Orientierung an Aufgaben und natürlichen Rhythmen, Abwesenheit der Unterscheidung von Arbeits- und Freizeit, Unterschiede bei der Verfügung über Zeit

Vorher, also vor Beginn der Industrialisierung, der Dominanz kapitalistischer Produktionsweise und abstrakter Arbeit, herrschte über Jahrhunderte im Alltag und in den verschiedenen Gewerben eine aufgabenbezogene Zeiteinteilung vor, die sich an unterschiedlichen natürlichen oder kulturellen Gegebenheiten orientierte:

Am Tageslicht und anderen natürlichen Gegebenheiten. Für Fischer und Seefahrer waren

3 Edward P. Thompson und John Holloway, *Blauer Montag: Über Zeit und Arbeitsdisziplin*, übers von. Stubbe (Hamburg: Edition Nautilus, 2007), 57.

4 Ebd., 8.

5 vgl. Ebd.

z.B. die Perioden der Gezeiten eine wichtige Orientierung.

Zwar gab es seit dem 14. Jhd. Kirchenglocken in Städten und größeren Marktflecken⁶, aber natürliche Rhythmen dürften eine größere Bedeutung gehabt haben. Die Bedeutung der Uhrzeit nahm in dem Maße zu, wie Arbeitsprozesse synchronisiert werden mussten. Noch im Verlagswesen – also bei der Produktionsweise, bei der in Heimarbeit für einen Verleger gewebt oder andere Waren hergestellt wurden, war der Bedarf an abgestimmter Zeit gering.

Zeit war noch nicht Geld, auch wenn Güter produziert wurden, die gehandelt und getauscht wurden. Sicher mag der Meister seinen Gesellen, die Bauern ihr Gesinde oder wer wen auch immer zur Eile angetrieben haben, wenn es Eile bedurfte. Eine Abstraktion von Zeit im Sinne von abstrakter Arbeit und Tauschwert war das aber nicht – sondern eine Orientierung an der Aufgabe, die heute anders sein konnte als morgen. Und so konnte eine Tätigkeit, die heute in Eile verrichtet werden musste, weil ein Unwetter die Ernte bedrohte ein anderes Mal mit Ruhe angegangen werden. Dies änderte sich im großen Stil erst mit der Industrialisierung – dazu kommen wir später.

Es ist wohl schwer zu sagen, ob die Menschen am Ausgang des Mittelalters und in der frühen Neuzeit mehr »arbeiteten« als später oder heute. Hier gibt es in der sozialhistorischen Forschung keine klaren Antworten – was schon deswegen nicht verwundert, weil eine aufgabenbezogene Zeitstruktur schlechterdings mit unserer heutigen, meist von der Uhr bestimmten, nicht vergleichbar ist. Und zum zweiten sind natürlich allgemeine Aussagen darüber kaum möglich, weil die sozialen, regionalen und individuellen Lebensumstände damals wie heute überaus unterschiedlich waren.⁷

Insofern sind wahrscheinlich, auch wenn es erst einmal paradox klingt, beide Thesen richtig. Die Menschen arbeiteten früher mehr und hatten gleichzeitig mehr Zeit – auch wenn das nicht „Freizeit“ in unserem heutigen Sinne war.

Die Unterscheidung zwischen Arbeitszeit und Freizeit, wie sie uns heute geläufig ist und quasi natürlich erscheint, gibt es in dieser Form, wie der Frühe Neuzeit Historiker Paul Münch betont⁸, erst seit der Aufklärung. Und freie Zeit – im Sinne einer autonomen individuell verbrachten Zeit – dürfte selten gewesen sein.

So wurde in vorindustriellen Zeiten natürlich grundsätzlich immer gearbeitet – im Sinne von Tätig sein – (begründet wurde, wenn nicht gearbeitet wurde)⁹, andererseits gab es z.B. bei den unabhängigen Bauern keine Abgrenzung zwischen „Berufs“-Arbeit und „Haus“-Arbeit. Produktionsarbeit und Reproduktionsarbeit wurde als das Selbe begriffen. Egal ob es sich um Arbeiten auf dem Feld, im Stall, in der Küche, für die Zubereitung der Mahlzeiten handelte.

Exkurs: Heute geht die Reproduktionsarbeit, also Hausarbeit, Kinderbetreuung, Wege zur Arbeit, Kinder in die Schule oder Kita, Pflege, Einkaufen etc. bei abhängigen Beschäftigten nicht in die angerechnete Arbeitszeit ein. Wir reden von einer 40 Stunden-Woche. Damit ist

6 Ebd., 28.

7 Es stellt sich aber die Frage, für wen welche Zeit zur Verfügung stand. Und dies war sicher sehr unterschiedlich – abhängig vom Stand und der persönlichen Verhältnissen. Davon ob Bauern, die unter der Bedingung der Grundherrschaft lebten genug Land hatten um davon zu leben, oder ob es sich um Kleinbauern handelte, die ohne Nebentätigkeiten wie Arbeit im Bergbau und im Verlagswesen mit Heimarbeit nicht überleben konnten. Auch die Region und die konkrete Zeit spielte eine Rolle: So wurden die zu leistenden Frohndienste während der zweiten Leibeigenschaft z.B. „in Mecklenburg von dreieinhalb Tagen pro Jahr um 1500 auf drei Tage in der Woche um 1600“ gesteigert. (Paul Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit: 1500 bis 1800* (Berlin: Ullstein, 1998), 90).

8 Ebd., 355.

9 Steiner und Arnd Kluge, *Die Zünfte*, Geschichte (Stuttgart: Steiner, 2007), 168.

allein die Lohnarbeit gemeint; all die anderen Tätigkeiten, die Voraussetzung dafür sind, zählen nicht dazu. Privilegiert ist, wer von sich sagen kann, mehrere Stunden Muße am Tag zu haben.¹⁰

Auch heute gibt es auf der Welt nicht-industrialisierte, landwirtschaftlich geprägte Regionen, in denen eine aufgabenbezogene Arbeitsstrukturierung üblich ist, in denen Jahreszeitenabhängig unterschiedlich intensiv gearbeitet wird und eine Unterscheidung zwischen Arbeit und reproduktiven Tätigkeiten nicht streng unterschieden wird.

Es gab in der bäuerlichen Gesellschaft eine Vielzahl von Tätigkeiten, die wir uns heute so kaum vorstellen können. Dazu kamen mitunter eine Vielzahl von Nebentätigkeiten. Bauern arbeiteten als Fuhrleute, leisteten Hilfstätigkeiten bei der Waldarbeit oder webten.^{11,12}

2.2 Freizeit, Sonn- und Feiertage

Sonn- und Feiertage, die Gesellen und der blaue Montag. Die Sonntägliche Arbeitsruhe und ihre unterschiedliche Praxis und Begründung

Trotz vieler Tätigkeiten und einer großen Arbeitslast gab es auch freie Zeit – wenn sie auch wenig mit unserer heute individuell frei verfügbaren Zeit gemeinsam hatte. Arbeitsfreie Tage waren über weite Strecken während der frühen Neuzeit die Sonntage – immerhin 52 im Jahr, sowie Fest- und Feiertage.

Betrachten wir als erstes die Sonntage:

2.2.1 Der Sonntag in der frühen Neuzeit

Im Gegensatz zum Sabbat gab es in der christlichen Tradition kein grundsätzliches Arbeitsverbot am Sonntag. Es gab das Gebot der "Sonntagsheiligung", das aber unterschiedlich ausgelegt wurde. Mancherorts und zeitweilig wurde z.B. körperliche Arbeit

10 Reproduktionsarbeit kann natürlich auch weitgehend professionalisiert und „outsourced“ werden. Oft geschieht das, um wiederum mehr Zeit für die Erwerbsarbeit zu haben.

11 Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit: 1500 bis 1800*, 404.

12 Allerdings betont die neuere historische Forschung, dass unser Blick auf die Zeit in vormoderne Zeiten durch die Epoche der Industrialisierung verstellt ist. „Wer von der Moderne, den Arbeitszeitverkürzungen des 19. u. 20. Jahrhunderts her argumentiert, setzt für die Zeit vor der Industrialisierung wöchentliche Arbeitszeiten von 80 und mehr Stunden an – eine Generalisierung, welche die sozial und wirtschaftlich ganz uneinheitlichen Verhältnisse der Vormoderne völlig verkennt.“ (Ebd., 415). Die These, dass keine freie Zeit zur Verfügung stand, orientiert sich heute eher an der Propaganda jener Zeit als an der sozialen Wirklichkeit, über die wir weitgehend nur durch schriftliche Dokumente etwas wissen: Durch geschriebene Kirchen- und Polizeiordnungen, die Teil einer Verfleißigungskampagne seit dem 15. und 16. Jhd. waren. In diesen Dokumenten sind Arbeitsgebote vermerkt oder Aktivitäten der Obrigkeit gegen den Müßiggang. Dadurch sagen sie einerseits etwas über den Diskurs seitens der Herrschaft aus, belegen aber auch, dass die soziale Praxis eine andere war: sonst wäre es unnötig gewesen entsprechende Verordnungen aufzustellen. Ähnliches zeigt sich in den Fabrikreglements im 19. Jhd.: Hier sind bis ins kleinste Detail Vorschriften über Pünktlichkeit und Verhalten in der Fabriken zu finden. (Thompson und Holloway, *Blauer Montag*, 50). Vorschriften, die überflüssig gewesen wären, wenn die Arbeiter das neue Zeit- und Verhaltensregime bereits internalisiert gehabt hätten. Wer meint, dass „das Leben in der alten Zeit ausschließlich von der Arbeit oder anderen vorgeschriebenen Tätigkeiten besetzt gewesen“ sei, „nimmt lediglich die konfessionellen und staatlichen Postulate unreflektiert für die Wirklichkeit“ (Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit: 1500 bis 1800*, 415). schreibt Paul Münch.

mit diesem Gebot als unvereinbar angesehen. In erster Linie wurde mit dem Sonntag aber vor allem eine Pflicht zum Gottesdienstbesuch verbunden. Der Sonntag wurde also über Jahrhunderte vor allem religiös begründet.

Erst in der Reformation taucht (auch) eine weltliche Begründung der Arbeitsruhe auf: „Wir halten Feiertage nicht um der verständigen und gelehrten Christen willen; denn diese bedürftens nicht, sondern erstlich auch um leiblicher Ursache und Notdurft willen, was die Natur für das gemeine Volk, Knechte und Mägde, die ganze Woche ihrer Arbeit und Gewerbe gewartet, lehrt und fordert, daß sie sich auch einen Tag zur Ruhe und Erquickung zurückziehen. ...“ schreibt Martin Luther im Großen Katechismus.¹³

Auch wenn es kein strenges theologisches Gebot zur Arbeitsruhe gab, zeigen Kirchenordnungen d. 16. Jhd. doch, dass dieses praktisch mehr oder weniger gefordert wurde. Einerseits mit der bereits von Luther gegebenen pragmatischen Begründung eines wöchentlichen Ruhetags – auch gegen die Interessen der „Arbeitgeber“, z.B. im Bergbau. Hier sollte abgesehen von Notfällen am Sonntag kein Bergbau betrieben werden. In einer sächsischen Kirchenordnung des 16. Jhd. werden die Amt- und Edelleute aufgefordert, ihre Untertanen „an feiertagen nit wollen mit frönen, diensten und anderem beladen“.¹⁴

Landwirtschaftliche Arbeit war nicht strikt verboten aber sollte sonntags vermieden werden. „Manche Kirchenordnungen (...) verboten die Feldarbeit schlechthin. Manche (...) erlaubten Sonntagsarbeit in der Erntezeit an Nachmittagen, also nach dem Gottesdienst“.¹⁵ Aber nicht nur bestimmte Arbeiten waren verboten, auch bei der Abhaltung von Jahr- und Wochenmärkten gab es Einschränkungen und Verbote.

Insofern liest sich aus den Kirchenordnungen ein doppeltes Interesse: Kirchlicherseits ging es vor allem um die Möglichkeit des Gottesdienstbesuches und um die Verhinderung von Störungen und Zerstreungen. Von Seiten der Obrigkeit ging es um Ordnung, Ruhe und Disziplinierung.

Eine deutliche Veränderung der theoretischen Deutungen wie auch der Praxis des Sonntags entwickelte sich schließlich mit der Aufklärung im Laufe des 18. Jhd. Grundlage dafür war ein verändertes Arbeitsbewusstsein, in dem die Arbeit zum zentralen Lebenssinn des Bürgertums avancierte. Feste und Feiertage dienten in dieser Vorstellung nun vor allem dazu, die Arbeits- und Leistungsfähigkeit zu sichern.¹⁶

Michael Maurer macht nicht zuletzt eine neue mediale Entwicklung und die zentrale Stellung des Buches für den Bedeutungsverlust des Sonntags verantwortlich. Durch die Möglichkeit, auch durch das Lesen eines guten (vielleicht religiösen) Buches der Pflicht zur Sonntagsheiligung Genüge zu tun, verlor der Gottesdienst zur Sonntagsgestaltung an Bedeutung. Er wurde zu "einem Veranstaltungsangebot unter anderen, zu einem Bestandteil pluralistischer Lebensgestaltung"¹⁷.

Der Sonntag ging also der religiösen Bedeutung und Begründung zunehmend verlustig und war schließlich nur noch mehr oder weniger ein Ruhetag.

2.2.2 Die Feiertage

Über die Zahl der Feiertage am Ausgang des Mittelalters gibt es sehr verschiedene Angaben.

13 Zitiert in Michael Maurer, „Der Sonntag in der frühen Neuzeit“, *Archiv für Kulturgeschichte*. 88, Nr. 1 (2006): 81.

14 Zitiert nach Ebd., 83.

15 Ebd., 84.

16 Ebd., 96.

17 Ebd., 97.

Werner Sombart sprach¹⁸ von nahezu 260 Sonn- und Feiertagen, eine Zahl die von anderen als viel zu hoch eingeschätzt wird.¹⁹ Der Historiker Jürgen Reulecke geht davon aus, „dass es im mittelalterlichen Europa etwa 100 jährlich wiederkehrend Feiertage gab“²⁰.

Heiligenfeste, gerieten seit der Reformation in Diskussion und wurden vielfach abgeschafft²¹, aber nicht alle und regional sehr unterschiedlich. Manchen war das recht – denjenigen, die Arbeitskräfte beschäftigten, wie z.B. den Meistern. Aber natürlich gab es auch Widerstand dagegen: „So beschwerten sich 1529 die Kürschnergesellen der 1522 reformierten Stadt Straßburg darüber – »dieweyl die feyertag jetzt all abgethon« – , dass ihr »wuchenlohn umb keinen heller gebessert wurde«.“²²

Vielleicht aufgrund dieses Widerstandes wurden mancherorts einige davon beibehalten, obwohl die Heiligenfeste von Luther als Abgötterei bezeichnet wurden. Aber es ging auch radikaler: Z.B. in der Kurpfalz wurden neben den Sonntagen nur die auf Christus bezogenen Feiertage bestehen gelassen: Jeweils zweitägig:

- Weihnachten
- Ostern
- Pfingsten
- Daneben: Himmelfahrt, und „das Fest der Beschneidung des Herrn, das seit dem 17. Jahrhundert als Neujahrsfest einen zunehmend bürgerlichen Charakter erhielt.

In der Diskussion um die Feiertage wird deutlich, dass es neben religiösen Aspekten auch um handfeste ökonomische Interessen ging. In katholischen Gegenden gab es Stimmen, die einen wirtschaftlichen Nachteil durch die größere Zahl der arbeitsfreien Feiertage befürchteten. Heute würden wir sagen: einen Standortnachteil.

Der evangelische Pfarrer Johann Friedrich Mayer (1719-1798) sieht die größere Produktivität des evangelischen Bevölkerungsteils in der geringen Zahl der arbeitsfreien Tage begründet:

„Der Catholicke hat jährlich 120 Ruhetäge: der Protestant hat ihrer nur 60; dergestalt, daß der erste den dritten Theil des Jahres, der anere nur den schsten Theil desselben müßig ist. Der catholische Ackersmann vermisset also den Gewinn aus 60 Tagen, den der protestantische machet, und da der catholische an den Feyertägen von 60 Tagen in den Wirthshäusern schmauset, oder festlicher zu Hause isset, trinkt, und sich kleidet, Besuche annimt oder gibt und dergleichen, so ist unterdessen der Protestante mit seinem Alltagsbrod zu frieden und arbeitet sich weniger schadhafft in seinem alltäglichen Kittel. Der Catholicke also gewinnt 60 Tage nichts, und verzehret vorzüglich 60 Tage hindurch; da der Protestante 60 Tage gewinnt und durch keine feyerliche Ausschweifung etwas verliert.“²³

Die Reformation und auch die Abschaffung von Feiertagen auf katholischer Seite – das müssen wir uns vor Augen halten – trifft zusammen mit dem Beginn einer neuen ökonomischen Periode, des Merkantilismus, in dem die Gewinnerzielung staatlicher Seite erstmals von derart großer Bedeutung wurde. Sie steht aber auch am Anfang einer Art

18 siehe Jürgen Reulecke, „Vom blauen Montag zum Arbeiterurlaub : Vorgeschichte und Entstehung des Erholungsurlaubs für Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg“, *Archiv für Sozialgeschichte / hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung* 16 (1976): 209, http://library.fes.de/jportal/receive/jportal_jparticle_00010297.

19 Ebd.

20 Ebd.

21 Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit: 1500 bis 1800*, 421.

22 Straßburger Stadtarchiv, Lad. 11, Nr. 25, zitiert nach Reulecke, „Vom blauen Montag zum Arbeiterurlaub“, 209.

23 zitiert nach Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit: 1500 bis 1800*, 429.

„Verfleißigungskampagne“, einer kulturellen Neubewertung von Arbeit: Diese hatte bis ins 15. u. 16. Jhd. in der Tradition der Antike einen negativen Beiklang. Freie Bürger arbeiteten in der griechischen Polis nach Möglichkeit nicht. Arbeit war zwar nicht immer zu vermeiden, besaß aber keinen eigenen Wert.

Den Bedeutungswandel der Arbeit im einzelnen nachzuzeichnen, würde hier zu weit führen. Nur kurz soviel:

In der frühen Neuzeit kommen mehrere Aspekte zum Tragen:

- In der jüdisch-christlichen Tradition gibt es immer schon in gewissem Maße eine widersprüchliche Haltung zur Arbeit: einerseits ist sie mit dem Ausgang aus dem Paradies der Fluch der Menschen und daher negativ konnotiert, andererseits ist sie von Gott auferlegt und damit Gottes Wille.
- In der Reformation kommt der Arbeitsbegriff des alten Testaments neu und radikal theologisch zum Tragen: Arbeit gilt jetzt nicht mehr nur als Fluch und als Preis der Vertreibung aus dem Paradies, sondern als Lobpreisung Gottes:
 - Aber: Nach wie vor ist Arbeit nicht direkt mit Reichtum und Lebensunterhalt verknüpft. LUTHER: „Gott gibts im Glauben durch die Arbeit, nicht als ob es die Arbeit mache. Aber das rechte Mittel ist: Nicht faul und müssig sein, auch nicht auff eigen erbeit und thun sich verlassen, sondern erbeiten und thun und doch alles von Gott allein gwarten. Das ist so viel gesagt: Es mus alles im glauben und trawen zu Gott geschehen.“²⁴
- Am Beginn der Aufklärung tritt im 16. Jhd. schließlich eine Auffassung auf den Plan, die sich durch die Idee der *Bezwingung der Natur durch den Menschen* auszeichnet. Während in der evangelischen Tradition noch Gott derjenige war, der gibt, wird nun die Arbeit zur Quelle von Fortschritt, Reichtum und Macht. Protagonisten dieser Philosophie sind u. a. Francis Bacon (1561-1626) und Thomas Hobbes (1588-1679) oder John Locke (1632-1704)²⁵.
- Liberale Wirtschaftstheorien der Nationalökonomie (z.B. Adam Smith 1723-1790) beeinflussten die Wirtschaftspolitik, die bis dahin im deutschen Raum von Merkantilismus geprägt wurde²⁶. Arbeit wird nicht nur konsequent zur Quelle allen Reichtums, sondern auch zunehmend positiv besetzt. Aus dem ökonomischen Arbeitsbegriff werden alle negativen Beziehungen wie Mühe und Verachtung getilgt²⁷.

2.2.3 Der Blaue Montag

Aber blicken wir nochmal von der Arbeit zur freien Zeit. Zum blauen Montag.

Der blaue Montag wurde seit dem ausgehenden Mittelalter²⁸ über Jahrhunderte von den unterschiedlichen Handwerker-Zünften praktiziert und war ein Tag, den die Gesellen sich als freien oder zumindest halbfreien Tag erkämpft hatten.

Reulecke sieht den Hintergrund darin, dass die Handwerker Gesellen bereits im Mittelalter

24 Luther, WA Bd.31/1 (1913), 437; zitiert nach: Werner Conze, „Arbeit“, in *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg von. Otto Brunner, Bd. 1 (Stuttgart, 1992), 163.

25 Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit: 1500 bis 1800*, 314; Conze, „Arbeit“, 167.

26 vgl. Conze, „Arbeit“, 174.

27 Ebd., 176.

28 Reulecke, „Vom blauen Montag zum Arbeiterurlaub“, 209.

z.T. was die Arbeitszeit anbelangte, unter Bedingungen arbeiteten, die mit denen der Frühindustrialisierungsphase vergleichbar waren. 14-16 Stunden sollen üblich gewesen sein.²⁹ In der Folge, auch weil die Sonntage vor allem religiösen Verpflichtungen dienten, setzten die Gesellen – nicht ohne den Widerstand der Meister – einen weiteren Tag in der Woche durch, an dem nicht oder nur mit halber Kraft gearbeitet wurde.³⁰

Zahlreiche Überlieferungen für den blauen Montag finden wir in dem schönen Text von Edward Thompson:

- So ist z.B. aus dem Ende des 17. Jhd. überliefert: „Wenn die Rahmenstricker ... einen hohen Preis für ihre Arbeit erzielten, dann waren sie Montags und Dienstags selten auf der Arbeit anzutreffen, sondern verbrachten ihre Zeit meistens in der Schänke oder auf der Kegelbahn ... Bei den Webern ist's normal am Montag betrunken zu sein, am Dienstag einen dicken Kopf zu haben und am Mittwoch kaputtes Werkzeug zu haben. Was die Schuhmacher angeht, so würden sie sich lieber hängen lassen, als am Montag nicht ihres St. Crispins³¹ zu gedenken ... „³²

Betrachtet man die verschiedenen Überlieferungen zu Sonntagen, Feiertagen und blauen Montagen und setzt sie ins Verhältnis zu den Berichten einer großen Arbeitsmenge und einer Vielfalt von anfallenden Tätigkeiten, so ist es wahrscheinlich, dass die Arbeitsintensität sehr unterschiedlich war. So wird es Phasen gegeben haben, in denen sehr viel und sehr lange gearbeitet wurde, in denen – wenn es um wichtige Tätigkeiten, wie die Aussaat oder das Einbringen der Ernte ging – auch Sonn- und Feiertags gearbeitet wurde. Genauso werden in Handwerksbetrieben, wenn es galt Aufträge zu erledigen, wir würden heute sagen: „Überstunden“ gemacht worden sein.

Thompson kommt zu dem Schluss, das sich überall dort, wo Menschen „ihren Arbeitsrhythmus selbst bestimmen konnten, .. ein Wechsel von höchster Arbeitsintensität und Müßiggang heraus [bildete].“³³

2.3 Veränderungen der Produktions- und Lebensweise. Von der frühen Neuzeit zur Industrialisierung

Verfleißigung und Widerstand dagegen. Religiöse und ökonomische Disziplinierung, Abschaffung von arbeitsfreien Zeiten. Der Arbeitsrhythmus der Handwerker, neue Begründungen der sonntäglichen Arbeitsruhe

Wie schon erwähnt setzte im 16. u. 17. Jhd. ein enormer Bedeutungswandel von Arbeit und zugleich eine Disziplinierungs- und „Verfleißigungskampagne“ ein, und dies auf zwei Ebenen:

Einmal im religiösen Bereich: Hier wurde die Arbeit dem Reich Gottes zugeordnet während die Faulheit oder der Müßiggang direkt „auf das Wirken des Teufels zurückgeführt“ wurde³⁴. Es wurden sogar eigens Teufel erfunden, um disziplinarisch gegen die Faulheit vorzugehen: Ein lutherischer Prediger erfand 1563 den „Faulteufel“, der Tanzteufel „hatte es

29 Ebd., 207.

30 Ebd.

31 Die hl. Crispinus und Crispinianus sind die Schutzpatrone der Schuhmacher und Sattler (Anm. d.d. Autor)

32 Thompson und Holloway, *Blauer Montag*, 38.

33 Ebd.

34 Münch, *Lebensformen in der frühen Neuzeit: 1500 bis 1800*, 359.

insbesondere auf die Frauen abgesehen“ und der „Gesindeteufel“ führte die Dienstboten in Versuchung.³⁵

Zugleich begann aber auch eine weltliche Begründung der Verfleißigung und der Ablehnung der Faulheit: Arbeit wurde als Möglichkeit der Naturbeherrschung und Überwindung der Natur gesehen und bekommt dadurch eine neue positive Konnotation:

Während Arbeit lange Zeit in der antiken und christlichen Tradition und auch noch innerhalb der religiösen „Anti-Faulheitskampagnen“ gleichwohl noch als etwas mühsames, unangenehmes angesehen wurde, wird Arbeit im Zuge der Aufklärung positiv heroisiert.³⁶

Die beiden – wenngleich recht unterschiedlichen – Begründungen für den Fleiß und gegen die Faulheit, passen nun gut zu den neuen ökonomischen Anforderungen – man denke an beginnende Manufakturen, frühe Industrie also an einen Bedarf an fleißigen und nicht allzu anspruchsvollen Arbeitskräften.

Und sie fanden ihre Partner in der Gesetzgebung des Reiches und der Regionen. Allerorten entstanden schon seit Ende des 15., aber verstärkt im 16. Jhd. Armen- und Bettengesetze, die Nicht-Arbeit kriminalisierten und ihre logische Konsequenz in den im 16. Jhd. ausgehend von London, Antwerpen und Brüssel in vielen Städten errichteten Zucht- und Arbeitshäuser fanden.

In Dresden wurde 1685 durch den Kaufmann Grätzel, der in der Seiden- und Kunstfärberei tätig war, eine Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für Bettelkinder eingerichtet, von der ausgehend sich die Dresdner Arbeitshäuser entwickelten – bis hinein ins 20. Jhd. Das 1878 in Betrieb gehende Arbeitshaus auf der Königsbrücker Str., das dort heute noch steht, bestand bis 1922. In Westdeutschland dauerte es noch bis 1967 bis die Arbeitshausunterbringung aus dem Strafrechtskatalog gestrichen wurde.³⁷

Es war ein weiter Weg von der weitgehend aufgabenbezogenen Arbeits- und Zeitstruktur des Mittelalters und der frühen Neuzeit zu der rationalistischen abstrakten Struktur der Industrialisierung, der vielfältige Disziplinierungen in und außerhalb der Fabriken notwendig machte.

Noch Ende des 18. Jhd., so schreibt der französische Soziologe Andre Gortz, „war »Arbeit« ... in einem überlieferten Lebensrhythmus integriert ...“, und niemand wäre auf die Idee gekommen, seine Anstrengungen zu intensivieren oder zu verlängern, nur um mehr zu verdienen.“³⁸ Gefragt wurde nicht, wieviel verdiene ich, wenn ich so und so lange arbeite, sondern wieviel muss ich arbeiten, um meine Bedürfnisse zu befriedigen. Und so soll es auch der „Widerwillen der Arbeiter, Tag für Tag einen ganzen Arbeitstag zu bestreiten“ gewesen sein, der die Hauptursache für den Bankrott der ersten Fabriken war.³⁹

Entsprechend wurden die Löhne – heute würden wir sagen „angepasst“, um derartiges zu vermeiden:

„Es ist eine wohlbekannte Tatsache, dass ein Arbeiter, der seine Lebenserfordernisse mit drei von sieben Wochentagen Arbeit bestreiten kann, sich für den Rest der Woche dem Müßiggang und der Trunksucht hingeben wird. Die Armen werden niemals eine größere Anzahl von Stunden arbeiten, als sie müssen, um sich ernähren zu können. Wir können furchtlos sagen, dass eine Minderung der Löhne in der Manufaktur eine Segnung und eine

35 Ebd., 360.

36 vgl. Ebd., 368.

37 Die Hinweise zu den dresdner Arbeitshäusern verdanke ich Holger Ebel

38 Andre Gorz, *Kritik der Ökonomischen Vernunft* (Berlin: Rotbuch-Verlag, 1989), 39.

39 Ebd., 38.

Wohltat für die Nation sein und den Armen keinen wirklichen Schaden zufügen wird“⁴⁰ schreibt ein gewisser John Smith, 1747 in seinen „Memoires of Wool“.

Die Disziplinierungen zu regelmäßiger und gewissenhafter Arbeit erfolgte auf die verschiedenste Art und Weise: „Arbeitsteilung, Arbeitsüberwachung, Geldstrafen, Glocken- und Uhrzeichen, Geldanreize, Predigten und Erziehungsmaßnahmen“ neben den schon erwähnten Zucht- und Arbeitshäusern einerseits, durch die Abschaffung von Feiertagen, Festen, Jahrmärkten und Volksbelustigungen andererseits.⁴¹

Der Kampf gegen die Zeit wurde am Ende verloren, auch wenn sich eine aufgabenbezogene Zeiteinteilung im Handwerk mit Perioden von Arbeit und Müßiggang noch längere Zeit hielt. Wenn wir Thompson folgen, dann wurde der Kampf gegen die (neue) Zeit durch einen Kampf um die Zeit abgelöst, der schon im 18. Jhd begann um in manchem Handwerksgebiete gegen Ende des 18. Jhd. eine Art 10-Stunden Tag zu erreichen.⁴²

Aber bevor hier tatsächlich Siege errungen wurden, werden mit der Industriellen Revolution im späten 18. und bis zur Mitte des 19. Jhd. die Arbeitstage erst einmal kontinuierlich verlängert.

Der Sonntag blieb – mit neuen Begründungen auch im 18. Jhd. – wohl weitgehend ein Ruhetag, zumindest in der Theorie der Kirchenordnungen. Tatsächlich, sonst wären entsprechende Gebote auch nicht nötig gewesen, hielten sich nicht alle an die Sonntagsruhe, weder im produzierenden Gewerbe, das zunehmend in Form abhängiger Beschäftigung in größerem Stil, wie in Manufakturen oder im Verlagswesen organisiert war, noch in der Landwirtschaft.

2.4 Kampf um den Normalarbeitstag. Entstehung von Freizeit. Fordismus

Kampf um Normalarbeitstag und Urlaub, Entstehung des 8-Stunden-Tages, Produktion und Binnennachfrage, Urlaub und Freizeit als notwendige Bedingung der Konsumgüterindustrie und somit als Voraussetzung für ein zeitweise stabiles kapitalistisches System

Die Rahmenbedingungen für die Arbeitszeitverlängerungen im 19. Jhd. sind vielfältig. Einmal wurden immer mehr Tätigkeiten in den kapitalistischen Produktionsprozess integriert – was bedeutete, dass die Möglichkeiten eines unabhängigen oder gar auf subsistenter Wirtschaft bezogenen Lebens immer geringer wurden. Dies geschah z.B. durch einen fortschreitenden – oft auch gewaltsamen – Privatisierungsprozess von Land⁴³ – ähnlich wie das auch heute noch in vielen Ländern des Südens beobachtet werden kann.⁴⁴

40 John Smith, *Chronicon rusticum-commerciale; or, Memoirs of wool, &c. Being a collection of history and argument, concerning the woollen manufacture and woollen trade in general ... Also an account of the several laws, from time to time made, and of many schemes offered, for preventing the exportation of raw wool ... With occasional notes, dissertations, and reflections upon the whole* : Smith, John, fl. 1747 : Free Download & Streaming : Internet Archive, 1747, <http://www.archive.org/details/chroniconrustic01smitgoog>; zitiert nach Gorz, *Kritik der Ökonomischen Vernunft*, 39.

41 Thompson und Holloway, *Blauer Montag*, 62.

42 Ebd., 56.

43 vgl. Ebd., 45.

44 Eine frühe Form davon war die im 16. Jahrhundert in Großbritannien stattfindende Umwandlung von Ackerland in Weideland – Schafzucht war lukrativer – und die Bauern wurden von ihren Feldern vertrieben. Um nicht zu verhungern mußten sie sich als Lohnarbeitskräfte verdingen. Karl Marx und Friedrich Engels, *Das Kapital*, Bd. 23, MEW (Berlin, 1969), 744 ff.

Es gab also wenig Alternativen. Gleichzeitig bedeutete das Bevölkerungswachstum und der Arbeitskräfteüberhang dass das Kräfteverhältnis für die Arbeiterschaft nicht gut war.

Bis zu 14-16 Stunden-Tage und Wochenarbeitszeiten von 80-85 Stunden waren Mitte des 19. Jhd. z.B. in der deutschen Textilindustrie üblich.⁴⁵ Und neben der großen Dauer der Arbeitszeit veränderte sich auch die gesamte Zeitstruktur. Das Arbeiten in der Industrie fand an einem anderen Ort statt, war also nicht mehr eingebettet in die häusliche Umgebung. Es gab also eine neue räumliche Trennung von Arbeiten und Leben. Die Zeiten für die Mahlzeiten verkürzten sich – wo überhaupt möglich – auf schnelle Nahrungsaufnahme. Pausenzeiten, ohnehin kurz bemessen, ordneten sich dem Rhythmus der Uhren unter und hingen nicht von den Bedürfnisse der ArbeiterInnen ab.⁴⁶

Ab Mitte des 19. Jhd. führen diese Arbeitsbedingungen zu massiven Protesten und Streiks. Es dauerte bis zum Ende des 19. bzw. Anfang des 20. Jhd. bis ein 10-Studentag und eine Wochenstundenzahl von maximal 60 Stunden und ab 1918 schließlich der 8-Stunden Tag erkämpft werden konnten.⁴⁷

Erst im 20. Jhd. ändern sich die Verhältnisse. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Einerseits ist eine Arbeitszeitverkürzung und ab dem Beginn des 20. Jhd. sogar Urlaub, wenn auch anfangs nur unter sehr restriktiven Bedingungen⁴⁸, die Folge der sozialen Kämpfe. Sonntagsarbeit wurde in Deutschland übrigens – während sie lange Zeit unreglementierte Praxis war – in Deutschland erst 1891 verboten.

Andererseits setzt sich auch ein neues ökonomisches Modell durch, das unter dem Begriff Fordismus nach dem Gründer der Ford-Automobilfabrik Henry Ford Eingang in die soziologische Forschung fand.

In der Zeit seit den 20er oder 30er Jahren des 20. Jahrhunderts gelang schließlich – wenn auch nicht ohne Krisen und Kriege, oder gerade auch mit ihnen – eine neue Form der kapitalistischen Akkumulation. Sie zeichnete sich u.a. durch normierte Massen- und Fließbandproduktion von Konsumgütern aus, sowie durch eine ganze Reihe gesellschaftlicher Veränderungen, auf die ich jetzt nicht weiter eingehe.

Für die Arbeitsorganisation bedeutete dies die extreme Segmentierung der Produktionsschritte, ein gesteigertes Tempo und eine nochmals erweiterte Kontrolle der Arbeit durch Vorgesetzte und den Rhythmus der Fabrik. Die letzte Verfügung, die ArbeiterInnen bis dahin noch über den Produktionsprozess hatten, die letzten Reste „konkreter Arbeit“ wurden komplett der tayloristischen Produktionsweise⁴⁹ unterworfen.

45 Günter Scharf, *Geschichte der Arbeitszeitverkürzung: d. Kampf d. dt. Gewerkschaften um d. Verkürzung d. tägl. u. wöchentl. Arbeitszeit*, Otto-Brenner-Stiftung: Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung (Köln: Bund-Verl., 1987), 80, http://primoproxy.slub-dresden.de/cgi-bin/permalink.pl?libero_mab21035538.

46 Ebd., 81.

47 vgl. die Übersicht bei Ebd., 139.

48 vgl. Reulecke, „Vom blauen Montag zum Arbeiterurlaub“.

49 Frederick Taylor entwickelte zu Beginn des 20. Jhd. eine neue Form der Arbeitsorganisation. Die vormals eher handwerklich produzierenden Abteilungen in den Fabriken wurden reorganisiert und der Produktionsprozess wurde einer strengen Arbeitsteilung unterworfen. Mittels Zeit- und Bewegungsstudien versuchte Taylor die effizienteste Art und Weise der Arbeitsabläufe wissenschaftlich zu begründen. Damit einher ging eine weitgehende Trennung von Hand- und Kopfarbeit. Die Werkstattmeister in den Abteilungen wurden entmachtet und neue Hierarchien wurden eingeführt. Für manche ArbeiterInnen bedeutete das, nicht mehr wie vorher der Willkür der Meister ausgeliefert zu sein. Zugleich waren die Verfügungsspielräume der Beschäftigten innerhalb des Produktionsprozesses minimal. Frederick Winslow Taylor, *Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung*, hg von. Gesellschaft für sozialwissenschaftliche und ökologische Forschung, 2. Aufl. (München: Raben Verlag, 1982).

Gleichzeitig ändert sich aber auch das gesellschaftliche Kräfteverhältnis. Seit Mitte des 20. Jhd. gab es ein kontinuierliches Wirtschaftswachstum das mit weitgehender Vollbeschäftigung einher ging und die vergleichsweise starke Stellung der Arbeiterschaft und der Gewerkschaften und schlägt sich in kontinuierlichen Lohnerhöhungen nieder.

Im Fordismus bekommt nun auch die „Freizeit“ eine ganz neue Bedeutung. Neben gesellschaftlichen Veränderungen, die z.T. unter dem Stichwort „Individualisierung“ gefasst werden können und einem privaten Bedürfnis nach „freier Zeit“ gibt es im Fordismus auch zwei weitere Gründe für eine Zunahme freier Zeit: einmal bedeutete das kontinuierliche Wirtschaftswachstum und steigende Gewinne einen guten Ausgangspunkt für gewerkschaftliche Forderung nach Arbeitszeitverkürzungen (5-Tage Woche [1956], 40 Stunden Woche [1967]). Damit der Kapitalismus im 20. Jhd. stabil bleiben konnte, war er zudem auf eine wachsende Konsumgüterindustrie angewiesen. Es war sozusagen der Kapitalismus für die Binnennachfrage und für ein stabiles Wachstum war er auf die permanente Erfindung von neuen Konsumgütern angewiesen.

Hier spielt die Freizeit genauso wie die Freizeitindustrie eine zunehmende Rolle. Sonn- und Feiertags, später an zweitägigen Wochenenden besteht die Nachfrage nach Unterhaltungsangeboten, durch kürzere Arbeitszeiten und einem freien Samstag bietet sich die Möglichkeiten einzukaufen und den Einkauf zum „Erlebnis“ zu gestalten. Fußgängerzonen entstehen mit ihrer doppelten Funktion: Verbringen von Freizeit und Kommerz.

Der Sonntag wird bislang nicht in Frage gestellt. Das Fordistische Modell ist zugleich eines der Klassenkompromisse und eines, in dem die gesellschaftliche Vermittlung und der gesellschaftliche Zusammenhalt einen gewissen Wert hat.

2.5 Entgrenzung

Postfordismus: Entgrenzung der Zeit. Die Grenze zwischen Arbeitszeit und Freizeit verschwimmt. Paradoxie: des einen Freizeit ist des anderen Arbeitszeit

Die Abfolge von Krisen seit den 70er Jahren hat die Situation stark verändert. Das Modell der im europäischen und amerikanischen Zentrum operierenden Massenproduktion stößt an seine Wachstumsgrenzen. Die Folge waren Standortverlagerungen, Reallohnkürzungen, Massenarbeitslosigkeit, aber auch die Aufkündigung verschiedener auf Seiten der Arbeitnehmerschaft erkämpfter Rechte.

Auch die Arbeitsverhältnisse verändern sich unter den neuen Bedingungen grundlegend: Unter anderem mit einem Trend zur immer weiteren Flexibilisierung von Arbeitszeiten, die teilweise auch im Interesse von ArbeitnehmerInnen liegen, vor allem aber der Effizienzsteigerung der Produktion dienen sollen.

Das „lebenslange Normalarbeitsverhältnis“ (weiß und männlich dominiert) wird abgelöst oder zumindest angereichert mit einer Vielzahl „atypischer“ Beschäftigungsverhältnisse. Leiharbeit, neue, prekäre Selbständigkeit, eine Ausweitung des Niedriglohnssektors. Spätestens seit den 90er Jahren werden die Veränderungen auch im Alltag sichtbar: Immer mehr Menschen müssen sich mit schlecht bezahlten Minijobs über Wasser halten oder wechseln mit Unterbrechungen von einer Stelle zur nächsten.

Diese Entwicklung ist im Hinblick auf die Interessen von ArbeitnehmerInnen höchst widersprüchlich: Sie bietet die Möglichkeit, der starren Regulation der fordistischen

Arbeitsverhältnisse zu entkommen – vor allem im Bereich der Wissensarbeiter, der neuen Kreativen oder der „digitalen Boheme“.

Allerdings um den Preis einer zunehmenden Entgrenzung der Arbeit. Gearbeitet wird immer und überall. Elektronische Medien machen es möglich, E-mails werden noch abends abgerufen, Sonntags wird noch schnell eine Vorlage für den nächsten Tag ausgearbeitet. Die Grenzen zwischen Arbeitszeit – und Nicht-Arbeitszeit verschwimmen. Dazu kommt, dass auch viele Tätigkeiten im reproduktiven Bereich ähnliche Formen annehmen wie Lohnarbeit. Um den Familienausflug zu organisieren verbringt man eine halbe Stunde vor dem Computer, bis das Online-Ticket ausgedruckt ist, der Einkauf im Internet unterscheidet sich in Hinblick auf die Handbewegungen nicht von der Arbeit bei der elektronischen Buchhaltung.

Waren im Fordismus also Arbeit, reproduktive Tätigkeiten und Alltag, sowie Freizeit streng voneinander getrennt, wachsen diese Sphären wieder zusammen. Zugleich gibt es eine neue Sehnsucht nach der alten Trennung.

Die neue Entgrenzung entspricht aber nicht dem aufgabenbezogenen Rhythmus der alten Zeit, als die Uhren noch ausschließlich an den Kirchen hingen. Eher noch geht sie mit einer nochmaligen Beschleunigung einher. Der alte aufgabenbezogene Lebensrhythmus ist der der vorindustriellen noch nicht kapitalistischen Zeit. Der neue ist einer, der auch noch den Alltag, ja sogar die Freizeit, dem Primat der Ökonomie unterwirft.

Von außen erleben wir einen Angriff auf eine traditionelle Zeitstruktur z.B. mit der Ausweitung der Ladenöffnungszeiten, der Selbstverständlichkeit von Sonntagsarbeit auf dem Bau und der Normalität von Überstunden.

Wir erleben also eine Situation, in der die Erosion der arbeitsfreien Zeit, der Feierabende, Feiertage und des Sonntags mindestens in gleichem Maße von innen geschieht, wie von außen. Der gewerkschaftlich-kirchliche Kampf gegen eine Ausweitung der Ladenöffnungszeiten auf noch mehr Sonntage im Jahr hat es unter diesen Bedingungen schwer.

Es stellt sich die Frage, inwieweit es gelingt, die Momente der freien Zeit, wieder zur konkreten Zeit werden zu lassen. John Holloway beschreibt den Unterschied zwischen der abstrakten und konkreten Zeit so:

„in der Tun-Zeit, der konkreten Zeit, ist jeder Moment anders. Dies bedeutet nicht, dass jeder Moment von dem umgebenden Fluss der Zeit abgeschnitten ist, sondern dass jeder Moment von dem vorhergehenden und dem nachfolgenden unterschieden ist und sein eigenes Potential hat.

Carpe diem wird zu einem revolutionären Prinzip, aber nicht im Sinne eines Sicherheitsventils in Form einer Wochenendsause, die die abstrakte Zeit während des Restes der Woche bestätigt, sondern als Öffnung, die jeden Moment der Woche auf seine Möglichkeiten hin erkundet.“⁵⁰

50 Thompson und Holloway, *Blauer Montag*, 13.